



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



DER
UMWEG

LUCE
D'ERAMO

Aus dem Italienischen übersetzt von Linde Birk
und durchgesehen von Michael von Killisch-Horn

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Deviazione«

© Giangiacomo Feltrinelli Editore, 2012

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER UND RASP

Kommunikation GmbH, München

© Coverabbildung, Wikimedia Commons,

lizenziert unter CreativeCommons-Lizenz by-sa-2.0-de,

URL: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/de/legalcode>

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98138-4

ERSTER TEIL
FLUCHT AUS DEN LAGERN – 7

Thomasbräu – 9
Asyl in Dachau – 51

ZWEITER TEIL
UNTER DEN STEINEN – 105
Solange der Kopf lebt – 107

DRITTER TEIL
ERSTE ANKUNFT IM »DRITTEN REICH« – 209

Im Ch 89 – 211

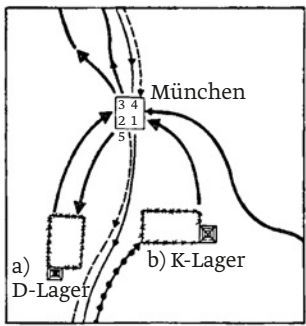
VIERTER TEIL
DER UMWEG – 285

Biobibliographie – 475

Frankfurt-Höchst
 Mainz
 Saarbrücken
 Mannheim
 Homburg

Frankfurt/
 Main

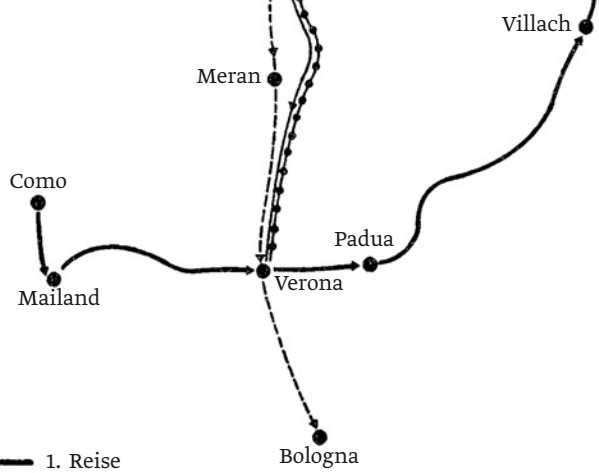
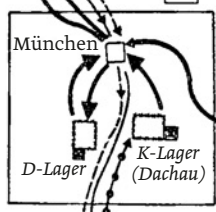
- 1 Thomasbräu
- 2 Gasthaus hinter dem Wald
- 3 Siemens
- 4 B.M.W
- 5 Irrenanstalt



a) Durchgangslager
 b) Konzentrationslager

Donauwörth

**DIE FLUCHTWEGE
 LUCE D'ERAMOS**



- 1. Reise
- 2. Reise
- 3. Reise
- ▶ Flucht aus dem Lager
- - - - - Rapatriierung

ERSTER TEIL
FLUCHT AUS DEN LAGERN

THOMASBRÄU

Es ist erstaunlich einfach gewesen zu fliehen.

Im Lager Dachau gehörte ich zum Reinigungsstrupp für die Münchner Kanalisation. Auf Lieferwagen in Trupps zu je zwanzig Personen mit Stöcken und Schrubbern wurden wir jeden Morgen in die Stadt gefahren.

Kloakenputzen ist eine vielseitigere Arbeit, als es auf den ersten Blick den Anschein hat; es gibt verschiedene Abstufungen.

Manchmal muss man einen Kanaldeckel auf den Bürgersteig heben und nach unten steigen in die Grube, die von einem dicken Rohr gekreuzt wird, aus dem senkrecht ein kurzer geschlossener Hals ragt. Diesen Hals nimmt man ab, steckt den Stock hinein und bewegt ihn, damit sich die Kotmassen auflockern. Man muss so lange rütteln und stochern, bis sie wieder rutschen.

Andere Male putzten wir die Klos und Abwasseranlagen der Fabriken und öffentlichen Gebäude. Oder sie fuhren uns zum großen Abwasserkanal, wo wir mit langen Stangen durch kleine Öffnungen den ins Stocken geratenen Kot weiterstießen und ätzende Säuren und Wasser nachschütteten; und die ganze stinkende Verwesung schoss davon wie ein Höllenstrom. Danach klemmten wir die Bürsten auf die Stöcke und schrubbten die Kanalwände.

Am schlimmsten aber war es, wenn sie uns auf die Dörfer brachten, zum Senkgrubenleeren. Dort gibt es keine Kanalisation. Wenn die Gruben voll sind, muss man sie mit Eimern leer schöpfen und am Ende selber nach unten steigen. Erst dafür gaben sie uns eine Maske und Gummistiefel, und wir standen in der Scheiße, bis wir fertig waren.

Viele wurden krank, und einige starben an Vergiftungen.

Es gab aber auch gute Tage, an denen die Exkremeunte nicht die

Rohre verstopften, die öffentlichen Latrinen richtig funktionierten und der »Canal Grande« ohne Stau dahinfließ; an solchen Tagen wurden wir in den Stand der »Mistbreiter« erhoben.

Wir wurden auf die Höfe geschickt. Hinter den Ställen luden wir mit Forken, die sie uns dort aushändigten, den Mist auf Karren. Dann gingen wir zu Fuß hinter den Karren her bis zu den weit entfernten Feldern. Dort blieben die Karren alle zehn Meter stehen, der Bauer warf einen Haufen Mist nach unten, und wir mussten ihn verteilen.

Ich stieß die Forke tief in den Misthaufen, spannte die Muskeln an, stemmte die Forke hoch, bis ich mit einem heftigen Ruck eine gewaltige Ladung Mist herausgerissen hatte, und während ich ihn ringsum ausbreitete, gaben meine Muskeln nach, die Forke begann zu wackeln und kippte um. Also stieß ich sie wieder in den Haufen, versuchte aber diesmal, sie langsam und mit kontinuierlicher Anstrengung herauszuziehen, und während ich mich schon freute, dass sie so ungehindert herauskam, sah ich die langen Zinken nackt mit nur ein paar tropfenden Mistfäden daran auftauchen.

Ideal zum Fliehen waren unvorhergesehene Bombenangriffe während der Arbeit, wenn es keinen Alarm gegeben hatte und der feindliche Fliegerangriff so unerwartet kam, dass er die Bewacher überraschte, die uns nur mit Mühe zusammenhalten konnten.

So habe ich es gemacht.

Ich hatte mich lange vorher und sehr vorsichtig umgehört, denn die Nazis hatten es geschafft, uns gegeneinander misstrauisch zu machen. Gefangene haben nicht viel übrig für diejenigen, die aus dem Lager fliehen wollen, denn nach jeder Flucht wird die Bewachung verschärft, und die Zurückgebliebenen müssen zusätzliche Strafen und Züchtigungen auf sich nehmen; außerdem lassen die Entflohenen auch nichts mehr von sich hören, weil sie fürchten, von Gefangenen denunziert zu werden, die den Folterungen oder Belohnungsversprechen nicht zu widerstehen vermögen.

In dieser angespannten Situation hatte ich in Erfahrung gebracht, dass es in der Stadt München, etwa fünfzehn Kilometer entfernt, ganz in der Nähe des Arbeitsamtes ein sogenanntes »Durchgangslager« gab, in dem sich die Flüchtlinge versteckten, bis sie eine sicherere Bleibe gefunden hatten. Dieses Lager wurde gewöhnlich »Thomasbräu« genannt, nach der unmittelbar daneben liegenden Brauerei. Ich prägte mir den Namen dieses Stützpunktes ein, als würde es sich um einen einflussreichen Freund handeln, der mit Vornamen Thomas und mit Nachnamen Bräu hieß.

In Dachau sagten sie mir:

»Du kannst dem Himmel auf Knien danken, dass sie dich nicht schon längst in eins von ihren Bordellen gesteckt haben. Neunzehn Jahre und ein Mädchen, was erwartest du eigentlich ... vielleicht die Freiheit im Dritten Reich?«

Eines Nachmittags jedoch, an dem sie uns nach München transportiert hatten, heulten, als wir gerade in der Innenstadt die Gullys reinigten, die Sirenen. Unmittelbar darauf folgten dumpfe Einschläge, die Leute auf der Straße flüchteten, ich drücke mich flach in einen Hauseingang, ein Satz in den nächsten, ein Gässchen, ich presse mich im Bombenhagel in eine Mauernische und werfe, nach allen Seiten Ausschau haltend, meine Gummikleider weg. Niemand folgt mir. Immer noch im Laufschrift erreiche ich den Bahnhof, wo ich mich am meisten vor Spitzeln geschützt glaube, denn dorthin flüchtet niemand vor einem Bombenangriff.

Im wirbelnden Schneetreiben gehe ich auf die toten Gleise zu, zwischen denen sich die Abfälle türmen und aus dem Schnee hervorschauen, als wollten sie ihre Daseinsberechtigung bezeugen; sie ziehen mich an wie traurige vertraute Freunde. Ich trete zwischen die verbogenen, aus dem Boden gerissenen Schienen und setze mich hinter einer Hütte auf eine verrostete Stange, die schief aus dem Schutt ragt.

Die Bomben fallen wie verrückt und bersten wie Sturzwellen einer stürmischen See. Ich habe keine Angst, denn jeder Einschlag ist mein Komplize.

Als ich die Flieger in Richtung des entgegengesetzten Endes der Stadt abdrehen sehe, stehe ich auf und mache mich auf die Suche nach einem Luftschutzraum, um mich zu verstecken und unter die Leute zu mischen.

Ich laufe im flimmernden Schnee durch menschenleere Straßen und stoße schließlich auf den Eingang zu einem Kellergewölbe, das aussieht wie ein im Bau befindlicher Untergrundbahnhof; ich gehe die Treppe hinunter und gelange in einen langen, breiten Stollen voller armer Teufel, es ist also ein Bunker für Ausländer. Begierig verschlinge ich sie mit den Blicken, als sähe ich der Freiheit wieder ins Antlitz; ihre Münder und Kiefer sind nach unten gezogen, und ihre Gesichter haben etwas unbestimmt Herausforderndes. Keiner beachtet mich.

Nach der Entwarnung frage ich einen etwas offener und herzlicher wirkenden Italiener nach dem Weg zum Arbeitsamt.

»Um diese Uhrzeit?« Er sieht auf die Uhr.

»Wie spät ist es denn?«

»Es ist acht, das Arbeitsamt hat zu.«

»Das macht nichts. Wo ist es?«

Der Italiener hebt einen zusammengeknüllten gelben Papierfetzen vom Boden auf, streicht ihn an der Mauer mit den Händen glatt und zeichnet mir mit einem Bleistift im trüben Licht einer herunterhängenden Glühbirne den Weg auf.

Andere Italiener umringen mich.

»Bist du Italienerin?«

»Ja.«

»Von wo?«

»Aus Rom.«

»Aufgegriffen?«

»Ja.«

»Schon lange her?«

»Ja.«

»Nichts Neues also.«

Mehr wollen sie nicht wissen. Sie ergehen sich in Erklärungen, wie ich den Weg am besten finde.

Einer sagt:

»Am Sendicatorplatz kannst du fragen.« (Erst später habe ich entdeckt, dass er in Wirklichkeit Sendlinger-Tor-Platz heißt, ein Name, den kein Ausländer je richtig hat aussprechen können.)

Ein anderer zuckt die Achseln:

»Hast du nicht kapiert, dass sie nicht fragen kann?«

»Ah!«

Sie beobachten mich ohne Neugier. Wer weiß, ob sie mir helfen können. Ich nehme meinen Mut zusammen und frage:

»Wo seid ihr?«

»Bei Siemens. Heute haben wir Ausgang.«

»Eine schöne Scheiße«, bemerkt ein anderer und spuckt auf den Boden, »eingesperrt hier unten.«

»Wenn du etwas brauchst, komm uns besuchen.«

»Wir sind im ersten Lager, Baracke achtzehn.«

»Aber sei vorsichtig.«

Sie verabschieden sich. Sie gehen.

Ich weiß nicht, was ich tun soll, und verstecke mich in einer Ecke. Die Leute gehen nach draußen, keine deutsche Wache weit und breit. Die schwachen Glühbirnen gehen aus. Ich warte in der unsicheren Stille.

Plötzlich schrecke ich hoch, ich war eingeschlafen, ohne es zu wollen, und jetzt habe ich Angst, dass ich zu spät dran bin. Ich gehe nach draußen, es ist tiefe Nacht, es schneit noch immer, vereinzelt Straßenlaternen mit abgedunkelten Glasscheiben werfen ein geheimnisvolles Licht auf die harten Häuserzeilen, auf die Straßen, die der Schnee noch geradliniger erscheinen lässt.

Ich folge dem Straßenplan auf dem gelben Zettel, von niemandem aufgehalten, bewege mich durch die vom Weiß eingeebneten Straßen, in einer halluzinatorischen Einsamkeit, liebkost vom Schnee, der mich zum Narren hält.

Hier müsste das Arbeitsamt eigentlich sein, aber ich kann kein Lager erkennen, ich sehe weder Baracken noch Zäune, kein Polizist dreht seine Runden. Nur gleichförmige Häuser mit weißen Dächern, die auf den grauen Fassaden sitzen wie feindselige Visiere, versperren mir auf Schritt und Tritt den Weg und weisen mich zurück.

Ich bin erschöpft von Kälte, Müdigkeit und Hunger.

Ein verstohlener Schatten huscht an mir vorüber, sieht mich, bleibt stehen, beobachtet mich. Es ist ein blonder, schwächlicher Junge, angespannt, mit Augen wie zwei Kerben. Er sieht aus wie ein Ausländer. Ich hoffe, dass er etwas sagt, aber er schweigt. Vielleicht wartet er darauf, dass ich zuerst spreche. Ich hebe langsam die Hand und deute einen Gruß an. Er wiederholt meine Geste. Ich möchte ihn rufen, aber ich habe Angst vor dem Klang meiner Stimme in dieser sanften Stille. Ich hebe die Hand noch einmal, um ihn herbeizuwinken.

Er kommt näher, die rechte Hand in der Tasche.

»Was willst du?«, fragt er mich auf Französisch und mustert mich von Kopf bis Fuß. Seine Stimme ist ruhig wie der Schnee und unterbricht nichts.

»Bist du Franzose?«, frage ich in seiner Sprache.

»Ja. Und du?«

»Ich bin Italienerin, aber geboren und aufgewachsen in Frankreich.«

»Was willst du?«

Ich empfinde plötzlich großes Vertrauen.

»Thomasbräu«, antworte ich.

Ein rasches, zugleich zärtliches und verächtliches Lächeln huscht über sein hageres, bewegungsloses Gesicht.

»Kommt mit mir.«

Er geht schnell und geräuschlos durch den unberührten Schnee, und ich kann nur mühsam Schritt halten.

An einer Ecke dreht er sich zu mir um.

»Beeil dich.«

»Ja.« Ich nicke eifrig und gehe rascher. Ich habe das Gefühl, dass nur meine Schritte fürchterlichen Krach machen, während seine lautlos sind.

Wir gelangen an eine Mauer. Der Franzose lehnt sich mit dem Bauch daran.

»Steig auf mich drauf und spring rüber.«

Ich versuche, an ihm hochzuklettern, bleibe aber plump rittlings auf seinem Rücken hängen, höher schaffe ich es nicht.

Der Franzose seufzt.

»Komm wieder runter«, sagt er schroff.

Ich rutsche nach unten. Er nimmt mich in die Arme, ich kann mich gerade noch über seine Kraft wundern (das ist die Freiheit, denke ich voller Freude).

»Halt dich an der Brüstung fest, gib Acht auf die Glasscherben.«

Ich befolge seine Anweisung und verletze mich an einer Hand.

»Stell deine Füße auf meine Schultern. Und jetzt spring rüber.«

Ein dumpfer Aufprall, und ich lande mit dem Hintern auf der Erde, auf der anderen Seite der Mauer. Mit einem eleganten Satz folgt mir der Franzose, zerrt mich hoch und führt mich an der Hand weiter.

Wir befinden uns in einem großen Hof, den die massigen Umrisse von Lastwagen, die der Schnee zugedeckt hat, noch größer erscheinen lassen. Auf dem Boden zeichnen die glänzend weißen Reifenspuren Rhomben und Arabesken in den Schnee.

Der Franzose bleibt stehen.

»Das sieht schön aus«, sagt er mit einem Blick auf die Spuren. »Als wollten sie etwas sagen.« Er sieht mich an und lächelt erneut wie vorher.

»Wie heißt du?«

»Lucie.«

»Ich Louis.«

Ohne Eile geht er weiter und zündet sich eine Zigarette an. Ich habe Angst, jemand könnte hinter einem Lastwagen hervorkommen, aber ich traue mich nicht, es zu sagen.

»Ist es weit?«, frage ich, während wir langsam über den Hof gehen, als machten wir einen Spaziergang.

»Dort.« Er deutet auf eine kleine Tür, die ich nicht bemerkt hatte, in der gegenüberliegenden Mauer, die gar keine Mauer ist, sondern eine fensterlose Hauswand.

Ich erstarre.

»Louis!«

»Ja?«

»Ich wollte zum *Lager* Thomasbräu.«

»Das habe ich verstanden.«

Wir erreichen die kleine Tür. Er stößt sie mit der Hüfte auf. Er tritt ein, trampelt kräftig mit den Füßen, um sich den Schnee abzuschütteln, zieht mich nach drinnen und stößt die Tür mit dem Fuß zu. Er dreht den Lichtschalter an.

Wir stehen in einem schmierigen Hausflur voller Auswurf und Dreck, an einer Wand läuft ein Rohr entlang, das hinter einem Knick plötzlich in den Raum führt und in einen Wasserhahn mündet, aufrecht wie eine Schlange im Leeren, aus dem prasselnd Wasser in einen Eimer sprudelt, auf den Boden spritzt und eilig auf die Tür zurinnt.

Louis packt den Eimer, schüttet das Wasser in eine Ecke und stülpt ihn um.

»Setz dich«, sagt er.

Er selber hockt sich vor mich.

»Gefällt es dir nicht?«, fragt er mit ironischer Naivität.

»Doch, sehr.«

»Woher kommst du?«

»Aus Dachau.«

Ein anerkennender Pfiff, dann konzentriert er sich und sagt:

»Also, das Thomasbräu ist offiziell das Durchgangslager des Arbeitsamtes, in dem die Ausländer untergebracht werden, die auf neue Arbeit oder die Abschiebung in die Heimat warten, sie müssen alle hier warten, bis sich neue Konvois bilden, denen sie sich anschließen können, denn, falls du es nicht wissen solltest, keiner von uns, nicht einmal die Freiarbeiter, hat das Recht, auf eigene Faust zu reisen.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Gefährlich?« Er grinst kurz. »Überhaupt nicht, hier sind wir in Sicherheit. Wer ist besser informiert als wir über die Kontrollen, die Gerüchte über Flüchtlinge, die Verdächtigungen?«

»Gibt es denn keine Spitzel hier?«

»Ach was, Spitzel! Hier im Lager halten sich auch Leute auf, die tatsächlich auf Entscheidungen des Arbeitsamtes warten, das sind sogar ziemlich viele, und sie wechseln ständig; wer untergebracht worden ist, geht weg, und neue Leute kommen. Immer neue Gesichter! Wie sollen die Deutschen die alle auseinanderhalten? Die meisten Neuen haben keine Papiere, sie sind auf der Straße aufgegriffen worden, irgendwelche aus Versehen deportierte arme Schweine oder Freiwillige aus Verzweiflung. Wenn einer von uns mal aus Versehen in den Appell gerät, braucht er sich nur bei irgendeinem Namen mit fester Stimme zu melden, dann wird er kurz angesehen, und das war's.«

»Und die Neuen halten den Mund?«

»Was wissen die denn? Wir binden es ihnen natürlich nicht auf die Nase!«

»Aber beim Appell?«

»Halten sie auch den Mund! Die zittern doch vor Angst. Sei unbesorgt, die machen wirklich keinen Ärger, die verkriechen sich den ganzen Tag und kommen nie ins Thomasbräu.«

»In die Brauerei?«

»Ja.«

»Und die Deutschen?«

»Welche?«

»Die vom Arbeitsamt.«

»Wer bekommt die schon zu Gesicht! Wir gehen spät abends hin, wenn sie zu Hause ihren Speck essen, oder tagsüber während der Bürozeit, wenn sie über ihrem Papierkram schwitzen.«

»Und der Wirt ist kein Spitzel?«

»Was hast du bloß immer mit deinen Spitzeln! Keiner bezahlt ihn besser als wir. Er hätte nichts davon.«

»Und das Geld, woher habt ihr das?«

Louis steht verärgert auf und sieht mich von oben herab an, als wollte er sagen: »Hörst du endlich auf mit deiner Klugscheißerei?«

»Geh jetzt schlafen, los.«

Ich stehe ebenfalls auf.

»Wo?«

»Da.« Er deutet mit dem Blick auf eine kleine klapprige Tür hinten im Flur.

Ich traue mich nicht, mich zu bewegen. Ich habe Angst, allein zu bleiben. Um etwas zu sagen, frage ich ihn:

»Warum hast du ständig die Hand in der Tasche?«

Louis zieht den Revolver heraus.

Ich stolpere über den Eimer.

»Wo kommst du bloß her?«, sagt er grinsend.

Er ist schwächling, fast zierlich, aber immer auf dem Sprung, leicht katzenhaft in Gesten und Verhalten. Er trägt einen blauen Arbeitsanzug, hält sich sehr gerade und den Kopf erhoben über dem sehnigen, kräftigen Hals. Seine Gesichtszüge sind leicht spitz wie die eines Marders, die Augen klein, ständig in Bewegung und changierend, in diesem Augenblick sind sie tiefdunkel, sein Mund ist ein fast lippenloser Spalt, die Haare sind blond wie Kastanienholz, widerspenstig am Hinterkopf, und sein Gesichtsausdruck ist steinhart.

Er steckt den Revolver in die Tasche zurück und zieht die Hand heraus. Er wirkt versöhnlicher:

»Die Macht der Gewohnheit.«

»Verstehe«, sage ich (wie hat er sich die Waffe wohl beschafft?).
»Entschuldige«, füge ich hinzu.

Er sieht mich prüfend an. »Du bist mir eine«, fängt er an und schweigt dann. Ohne den Blick von mir zu wenden, ohne das Gesicht zu bewegen, spuckt er die Kippe wie ein Geschoss aus dem Mundwinkel. »Dich haben sie wohl erzogen, dir die Hände nicht schmutzig zu machen, wie?« Er lacht mit einer kurzen Grimasse. Ich gebe ein angedeutetes Lachen zurück. Wir sehen uns lange in die Augen. »Du hast es gut!«, seufzt er. Er wendet sich brüsk um und dreht den Wasserhahn zu. »Kann einem ganz schön auf die Nerven gehen, das Wasser, nicht?« Wieder beobachtet er mich und sagt dann: »Gehen wir.« Er schiebt mich vor sich her auf das klapprige Türchen zu und öffnet es langsam.

Vor mir liegt eine Höhle im Halbdunkel, in dem sich die höckerigen Umrisse von Strohsäcken auf zweistöckigen Betten abzeichnen, dumpfer Schweißgeruch von Menschen, die in einem geschlossenen Raum zusammengepfercht sind, schlägt mir entgegen.

Ich erkenne meine Dachauer Welt wieder. All diese furchtbaren Anstrengungen, um wieder an der gleichen Stelle zu landen.

Ich bleibe an der Tür stehen.

»Hast du Angst?«, flüstert Louis.

»Ja.«

Er tritt ein und verschwindet zwischen den Betten. Ich höre die schweren, heiseren Atemzüge, die sich im Dunkeln unklar vermischen. Kurz darauf kommt er zurück, nimmt mich bei der Hand und führt mich durch die engen Gänge in eine Ecke, in der zwei Strohlager frei sind.

»Leg dich da hin«, murmelt er. Er geht weg. Jemand stöhnt und bewegt sich mit unheimlichem Ächzen.

Das Licht im Hausflur geht aus. Louis taucht wieder auf und legt sich auf das Strohlager neben mir.

Er zündet sich eine Zigarette an, und im kurzen Aufflammen des Streichholzes fällt mir das obere Stockwerk des Bettes ins Auge, dieser ewige Baldachin der Lager, so anmaßend und grotesk in seiner Schäßigkeit. Louis zieht eine Decke unter seinem Strohsack hervor und wirft sie mir zu.

»Deck dich zu.«

»Und du?«

»Ich friere nicht.«

»Schläfst du hier?«

»Ja.«

Nach einer Weile hält er mir eine Tafel Schokolade hin.

»Iss.«

Ich berühre sie, weil ich sie für einen Scherz halte.

»Danke.«

Ich wickle sie langsam aus dem dünnen Silberpapier, das mein Tastsinn schon vergessen hatte, weswegen er dieses köstliche Gefühl lange auskostet.

Unterdessen schälen sich aus der schweren Luft deutlichere Geräusche, ersticktes Lachen, Beschwerden, Verlagerungen von Körpern, die wie das Wogen von Massen klingen. Die Holzgestelle scheinen sich auszutoben, als hätten sie ein eigenes ungeniertes Nachtleben.

»Louis.«

»Lucie.«

»Ist das hier eins von *ihren* Bordellen?«

»Hier ficken alle miteinander.« Pause.

»Die Männer können hier frei hereinkommen?«

Louis dreht sich auf die Seite.

»Erwartest du vielleicht, die Herren Nazis machen sich die Mühe, Männer und Frauen in getrennten Unterkünften unterzubringen?«

»In Dachau ...«, fange ich an.

»Dort ist es so, und hier ist es anders«, schneidet er mir das Wort ab. »Wie's gerade kommt, meine Liebe. Dort ist es so, weil man sie getrennt leichter überwachen kann und weil die Abstinenz eine Strafe ist. Hier ist es anders, weil es viel zu aufwendig wäre, ein provisorisches Lager so zu organisieren, und außerdem ist es gut, wenn die Ausländer gleich bei ihrer Ankunft in Deutschland merken, dass sie Schweine sind.« Pause. »Verstehst du? Minderwertige Rassen.«

»Ja.«

»Treibt ihr es da nicht miteinander?«, fragt er mit gespielter Naivität.

»In Dachau?«

»Sprich doch den Namen nicht aus, Idiotin.«

»Ein paar Frauen machen das wohl, aber die Männer schleichen sich heimlich herein und riskieren Kopf und Kragen.«

»Was habe ich dir gesagt?«, sagt er lachend. »Und du?«

»Ich nicht.«

»Schade«, antwortet Louis nach einer Weile und dreht mir den Rücken zu.

Aus dem Zwischenraum, der mich von der nächsten Doppelpritsche trennt, nähert sich eine dicke Hand. Sie tastet die Decken ab. Es folgt ein Arm, und ein haariges Gesicht zeichnet sich ab.

Mir schnürt sich die Kehle zu. Ich strecke den Arm nach Louis aus. Er fährt schlagartig hoch.

»Was ist los?« Er zündet ein Streichholz an und schlägt heftig auf die Finger, die schon meine Brust erreicht haben.

Die Hand zieht sich zurück wie ein mechanisches Getriebe.

»Lass sie in Ruhe, das ist mein Mädchen«, zischt Louis.

Das haarige Gesicht verschwindet grunzend.

Louis tauscht den Platz mit mir und legt sich auf meinen Strohsack. Ich starre ins Leere. Auf dem oberen Strohlager des Bettes vor mir erkenne ich im Halbdunkel immer deutlicher ein Gewirr von Körpern, aus dem verschlungene Arme und Beine hervorragen, die

wie unzählige blinde Fühler riesiger Schnecken ausgestreckt und eingezogen werden. Ich schließe die Augen, den ranzigen Geruch der Decke in der Nase.

»Könnt ihr euch mal einig werden!«, ruft eine erregte Stimme.

»Fallt mir nicht auf den Kopf!«, schreit eine andere keuchend. Und als wäre das Startzeichen für eine mühsam unterdrückte Schwatzhaftigkeit gegeben worden, überschlagen sich jetzt Sticheleien, Anspielungen, Spottverse. Einzelne verschlafene Stimmen flehen schwach um Ruhe.

Es stimmt, abhauen ist ein Mittel, das nur äußerlich etwas bewirkt, das Wesentliche bleibt unverändert.

Louis schläft nicht, er steckt sich eine Zigarette an.

»Wein doch nicht«, flüstert er. Er beugt sich über mich.

»Das sind arme Strolche.«

Jetzt, wo ich mich ertappt fühle, lasse ich meinen Tränen freien Lauf.

Beim Aufwachen fühle ich mich wie zerquetscht. Alle stehen nach vorn gebeugt neben den Betten, die Köpfe unter den Balken der oberen Strohlager, und schnattern; andere lassen die Beine von oben herunterbaumeln, wieder andere drängen sich in den engen Zwischenräumen zwischen den Betten, mit dem Rücken am Holz lehnend. Blutarme, verlogene Gesichter, tiefe Augenhöhlen, morsche, armselige Holzpfosten, tiefsitzender Dreck.

Und doch, wenn ich diese stumpfen, unruhigen Wesen beobachte, habe ich das Gefühl, dass ich selber seit undenklichen Zeiten zu diesem Elend gehöre, das mich umgibt wie Sumpfluft eine einsame Jonquille.

Louis' Strohlager ist leer. Ein Paket mit meinem Namen liegt darauf. Ich nehme es und packe es aus; ich finde ein dickes Stück Brot und zwei Würstchen darin. Niemand will etwas von mir wissen. Ich verstecke das Bündel in meinem Arbeitsanzug und gehe in den Flur, um mich zu waschen. Ich tauche die Arme in den Eimer und reibe mir das Gesicht mit dem eiskalten Wasser ab.

In Windeseile verbreitet sich die Nachricht:

»Polizei.«

Das Lager leert sich. Ich gehe nach draußen. Links von der kleinen Tür im Hof ist ein Tor, durch das jetzt alle betont lässig hinausgehen und sich auf der Straße zerstreuen.

Es regnet. Der Schnee hat sich in eine schlaaffe graue Masse aufgelöst.

Ich gehe bis zu einem verwahrlosten, aber lauschigen Friedhof. Ich betrete ihn, es gibt weder Kreuze noch Zypressen. Er sieht eher aus wie der alte Park eines verwunschenen Schlosses, in dem alle versteinert sind. Ich schlendere herum und spreche beiläufige Gebete, wie damals als Kind, als ich mir einen Spaß daraus machte, am Fenster zu stehen und die Vorübergehenden zu beobachten und innerlich das Angelus zu beten für Gestalten, die ich aus der Laune des Augenblicks heraus auswählte.

Ich esse mein Brot und die Würstchen, genieße jeden Bissen und verträdle den ganzen Tag, bis ich bei einer raschen Drehung bemerke, wie die Schatten überall länger werden und das Licht immer dünner und matter durch das Blattwerk fällt. Ich laufe hinaus, stolpere über ein rotes Haus, das nackt auf dem Gehsteig liegt, und kehre ins Lager zurück.

Ich strecke mich im finstersten Winkel auf meinem Lager aus. Der Schatten wird dichter. Louis lässt sich nicht blicken. Ich habe Angst, dass er nicht zurückkommt. Dann müsste ich Bekanntschaft mit anderen schließen. Aber seit Dachau habe ich mir etwas zum Prinzip gemacht: unbemerkt bleiben und vollkommen in der Masse aufgehen.

Ich will nicht sterben.

Endlich taucht Louis auf. Ich setze mich auf meiner Strohmattmatratze auf. Er grüßt mich, indem er seinen Kopf nach hinten wirft.

»Komm.«

Ich folge ihm glücklich.

Er dreht sich um und zwinkert mir zu. »Wir gehen uns das Thomasbräu ansehen.«

In dem vom gestreuten Rot des Sonnenuntergangs verdünnten Nebel kommt es mir in meinem plötzlichen Hochgefühl vor, als blinzelten mir die Häuser mit ihren unregelmäßig erleuchteten Fenstern zu wie benommene, glänzende Gesichter von Abenteurern in einer verräucherten, überfüllten Kneipe.

Es ist, als erwachten alle Dinge aus einer schlaffen Trägheit. Auch Louis ist anders als gestern.

Wir betreten das Thomasbräu. Ein Saal mit soliden Tischen und Bänken, holzgetäfelt bis auf halbe Höhe, edle Hirschgeweihe in verschiedenen Größen und mit unterschiedlich vielen Verzweigungen oben an den Wänden und Bierkrüge. Viel lautes Volk, Ausländer.

Rechts ein weiterer Saal mit kleinen gemütlichen Tischen mit weißen Tischdecken und kleinen Blumenvasen, lautlosen Gästen und einer gepflegten Kapelle, der Saal für die Deutschen. Louis lässt mich in dem holzgetäfelten Saal neben einem Paar Platz nehmen, das er mit einem kurzen Zeichen mit dem rechten Zeigefinger grüßt, und setzt sich neben mich.

»Also, Lucie, diese Genossen werden auf dich aufpassen; ich bin nur selten im Lager, deshalb vertraue ich dich ihnen an. Sie wissen schon, wer du bist.«

Die Frau ist jung, sie hat einen Marmorteint, blaue Augen, die zugleich sanft und kalt sind, und kurzes, struppiges Haar. Sie ist hochschwanger. Hautfarbe und Haare des Mannes sind sehr dunkel, die Augen ebenfalls, er ist älter und hat tiefe Falten wie die süditalienischen Bauern. Er erklärt mir sofort in dem abgehackten Französisch der Emigranten, dass »die Dame« Polin sei, er dagegen Sizilianer.

»Ich bin auch Italienerin«, sage ich lachend.

»Ah«, antwortet er ernst. »Gut.« Dann erzählt er mir die Geschichte seiner Gefährtin. »Ihr Mann, ein polnischer Patriot, ist

von den Nazis erschossen worden, und sie ist nach Deutschland deportiert und ins Lager gesteckt worden bis zur Niederkunft. Danach soll sie auch erschossen werden.« Er gestikuliert beim Sprechen, aber sein Tonfall ist so beherrscht, dass seine Hände manchmal in der Luft innehalten. »Ich habe sie gern, ich will ihr Kind adoptieren, aus dem werden sie keinen Nazi machen.« Sein Gesicht verzerrt sich. Dann entkrampfen sich seine Kiefer. »Ich will sie heiraten«, sagt er mit einer leichten Verneigung zu der Geliebten. »Sie ist so intelligent«, fährt er lächelnd fort. »Sie lernt schon ein bisschen Italienisch. Ich arbeite bei einem deutschen Zivilisten und suche einen Ausweg. Ich habe weniger als zwei Monate Zeit.« Bei diesen Worten blitzt eine wahnsinnige Entschlossenheit in seinen Augen auf. Die Frau sieht ihn mit geduldiger Zärtlichkeit an. Der Sizilianer fährt fort:

»Louis hat mir gesagt, dass ich auch auf dich aufpassen soll. Bleib also immer bei Dunja, dann wird dir keiner was tun.«

Die Frau lächelt mich an.

Louis sieht auf die Uhr.

»Ich lasse euch jetzt allein. Ich muss los.«

»Geh ruhig«, antwortet der Sizilianer auf Französisch und klopft ihm mit einem gewissen Respekt auf die Schulter.

Louis winkt allen zu und geht, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Im Lager lege ich mich neben Dunja.

Die Tage vergehen ohne besondere Vorkommnisse.

Louis taucht gelegentlich auf und lädt mich ins Kino ein. Er redet wenig. Manchmal ertappe ich ihn dabei, wie er mich verstohlen mustert, aber sowie er merkt, dass ich es bemerke, sieht er mich den ganzen Abend nicht mehr an.

Der Sizilianer gibt mir zu essen.

»Danke. Aber wie kann ich das wieder gutmachen?«

»Keine Sorge. Das kommt alles von Louis. Ich bin nur der Überbringer.«

»Aber wie soll ich mich dann bei Louis revanchieren?«

»Mach dir keine Gedanken. Wenn er dich um nichts gebeten hat, dann will er auch nichts von dir.«

Die kleine Tür des Lagers führt auf den Hof einer Eisfabrik, in der französische Kriegsgefangene arbeiten, die in den oberen Stockwerken unseres Gebäudes untergebracht sind.

Ich bin nie zu ihrem Lager hinaufgegangen, aber es heißt, dass sie viel mehr Platz haben als wir und viel mehr Vergünstigungen. Es handelt sich um französische Soldaten, die sich geweigert haben, Zivilarbeiter zu werden. Ich stelle fest, dass es ihnen doppelt gut geht, denn sie werden von allen respektiert, fast als wären sie Helden der Résistance, dabei arbeiten sie nur zwei Schritte von ihrer Unterkunft entfernt und bekommen Geld dafür, außerdem erhalten sie regelmäßig Pakete vom Roten Kreuz, haben eine schicke Uniform, die ebenfalls laufend vom Roten Kreuz erneuert wird, werden von den Deutschen mit einer gewissen Unterwürfigkeit behandelt, weil sie ihnen gelegentlich Bröckchen von fast vergessenen Kostbarkeiten wie Kaffee oder Schokolade aus ihren Paketen zukommen lassen, und haben obendrein jede Menge Frauen, sowohl deutsche, die angelockt werden von den Süßigkeiten, der schicken Militäruniform und der schicken französischen Atmosphäre, als auch Frauen aus unserem Lager, von denen sie angehimmelt werden wie Märchenprinzen, auf die sie aber nur in Notfällen und mit hochnäsiger Herablassung zurückgreifen. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie politisch sind, im Gegensatz zu anderen, die ich früher kennengelernt hatte. Sie lassen sich nur selten im Erdgeschoss blicken und verachten die versprengten Kriminellen mehr als die Neuankömmlinge. Überhaupt kreuzen sie nur unten auf, um sich unter ihnen ein hübsches und gefügiges Mädchen auszusuchen.

Das Erdgeschoss seinerseits zahlt ihnen ihre Geringschätzung im Übermaß heim und nennt sie allesamt die Legalen von oben.

Wir sind die Illegalen.

Jedenfalls machen sie keinen Ärger und empfinden es als Ehrensache, von nichts zu wissen, wenn die Deutschen sie über einen von uns verhören. Und wenn sie in ihrer Fabrik Nachtschicht haben, kümmern sie sich nicht im Geringsten um unser Treiben in ihrem Hof.

Die andere Seite unseres seltsamen Lagers geht auf den Hof des Arbeitsamtes; er ist ziemlich dreckig und eingerahmt von niedrigen Gebäuden mit verstaubten Fensterscheiben aus Mattglas.

Hin und wieder stelle ich mich mit den Neuankömmlingen in die Schlange beim Arbeitsamt, um mir auch eine Kelle Suppe und zwei Scheiben Brot zu holen, die Tagesration, die das Arbeitsamt an die von ihm betreuten Leute verteilt.

Aber ich habe noch andere Quellen.

Ins Thomasbräu gehe ich mit einer ganzen Clique. Unsere Leute haben mir die Aufgabe übertragen, ihre Zigaretten auf dem Schwarzmarkt an die Deutschen in ihrem gepflegten Speisesaal zu verkaufen, da, wo es gewaschene Tischtücher, adrette Zierdeckchen und Blumenvasen gibt. Ich bekomme dafür Prozente. Ich verlasse mich auf meinen Blick und kann sofort die engstirnigen Deutschen, die über den wüsten Lärm in unserem Saal entsetzt sind, unterscheiden von den vorsichtigen, ernstesten und den verständnisvollen, vor allem Jugendliche und Soldaten, die das Treiben in unserem Saal belustigt beobachten.

Häufig tausche ich Zigaretten gegen Lebensmittelmarken. So essen und singen wir bis in die späte Nacht. Manchmal setze ich mich in eine Ecke und ermahne mich:

»Hier werde ich es nicht machen wie im KZ. Hier werde ich durchhalten. Ich werde durchhalten bis zum Schluss. Ich werde nichts Unbesonnenes tun. Ich werde immer eine von ihnen sein, genauso wie sie, weiter nichts.«

Aber gewöhnlich haben wir kein Geld und geben den Thomasbräu-Kellnerinnen Pfänder, die wir dann nie wieder einlösen. Gestohlene Gegenstände.

Es gibt da eine kleine bucklige Kellnerin, eine alte Jungfer, die immer ganz mitleidig mit uns allen tut und seufzt und jammert, aber in Wirklichkeit ist sie eine geldgierige und gerissene Halsabschneiderin, die vorstehende Augen wie eine Fliege hat.

Die meiste Zeit halten wir uns jedoch im Lager auf und verbringen die langen Stunden des Tages damit, Läuse zu zerquetschen.

Wir ziehen uns aus und suchen im schwindstüchtigen Licht, das durch die Fensterscheiben fällt, graues Hinterhoflicht, lauter Frauen in einer Ecke, unsere Kleider nach den widerlichen Insekten ab, rollen sie zwischen den Fingern zu Kugeln, wie die Kinder es mit Popeln machen, und zerquetschen sie. Ich habe einen glatten Stein für diesen Zweck. Manche sind sehr fett, grau mit hellen Streifen und wanken beim Gehen, weil sie einen so dicken Bauch haben, andere sind dunkel gefleckt oder dunkelbraun, das sind die Hässlichsten, die Lebhaftesten, die spritzen wie Würmer. Da, in diesem Spinnennetz aus Licht, auf diesem schlammfarbenen Schatten des Raumes schimmern diese an Kleider und Decken geklammerten Vielfüßler wie Bronze.

Im Übrigen bin ich auch in Dachau schon immer höchst geschickt gewesen; nachts werde ich wach durch einen wohlbekannten Juckreiz, taste ganz ruhig und packe dann schlagartig das trippelnde Insekt. Ich werfe es zu Boden, ohne mir die Mühe zu machen, es zu zerquetschen.

Ich habe auch entdeckt, dass die Körperläuse warm halten.

Louis hatte recht. Es ist wirklich nicht gefährlich, ein paar Meter vom Arbeitsamt entfernt zu leben. Man könnte fast meinen, unsere Illegalität ist eine uneheliche Tochter des Arbeitsamtes, und ich wundere mich jetzt manchmal selbst darüber, dass ich darin anfangs einen Widerspruch gesehen habe.

So wie in den Ländern mit einer geschlossenen, äußerst sitten-

strengen Gesellschaft Inzest und Ehebruch in der Familie mit tausend Tentakeln vor sich hin blühen, geschützt von absolutem Stillschweigen, unangetastet, solange der Schein gewahrt bleibt, genährt also gerade von der Erbarmungslosigkeit der Sitten, so sind wir das ureigenste Produkt der großen nazistischen Maschine, die die wahnwitzigste Kontrolle und Disziplin hervorbringt, und deshalb ist es nur logisch und richtig, dass auch wir unter ihren Fittichen geschützt sind.

Gestärkt durch diese Entdeckung, bewege ich mich unbekümmert auf dem Gelände des Arbeitsamtes und lächle über meine früheren Ängste.

Ich habe sogar mehrmals das Gebäude selbst betreten, um zu hören, was über den einen oder anderen beunruhigten Flüchtling geredet wird.

Es ist ein großes gelbes Haus, von dessen Wänden der Putz bröckelt, mit unzähligen kleinen Büros zu beiden Seiten unendlich langer Gänge und großen Fenstern, durch die weißes, teilnahmsloses Licht fällt, bleichen, schlaffen Angestellten hinter den Schreibtischen und langen Schlangen von Arbeitern, unterwürfig aus Gewohnheit, aber ein bisschen enttäuscht von der blutleeren Unpersönlichkeit des Gesetzes und vor allem leidensfähig geworden durch das stundenlange ermüdende Schlange stehen vor den schmalen Schaltern, wo es ihnen absichtlich schwierig und beschwerlich gemacht wird, die Dokumente vorzulegen oder abzuholen, die den Weg zur sozialen Sicherheit ebnen.

Es kommt vor, dass irgendein Deutscher, begleitet von zwei SS-Leuten, plötzlich im Lager auftaucht, während des Abendappells oder zu einem anderen Zeitpunkt, und, nachdem er die Wachen an den Ausgängen postiert hat, die Papiere aller Anwesenden kontrolliert.

Gelegentlich bringt eine solche Razzia etwas. Doch gemessen an der Intensität unseres illegalen Lebens ist die Wahrscheinlichkeit,

verhaftet zu werden, hier viel geringer als anderswo und es nicht wert, ernsthaft bedacht zu werden.

Ich erfahre, dass Louis dringend von der Polizei gesucht wird.

In der Regel verlaufen die Durchsuchungen jedoch harmlos. Ein paar Deutsche dringen rasch ein und haben nichts Eiligeres zu tun, als diesen finsternen, heimtückischen Ort wieder zu verlassen.

Wenn ich mich nicht schnell genug unter einem Bett verstecken kann, hänge ich mich an sie oder gehe vor ihnen her, wiederhole die abstrusen Namen der Ausländer, die sie nicht verstehen, artikuliere deutlich jede Silbe und begleite sie zur Tür, und regelmäßig vergessen sie dann, auch meine Papiere zu verlangen.

Louis ist Epileptiker. Wenn er Anfälle hat, wird er unberechenbar und unerwartet wild. Sein Mund verkrampft sich, und die aufgerissenen Augen erstarren. Er schlägt und tritt in Schüben und hat das Gesicht eines Wahnsinnigen, aber bei ihm wirkt selbst diese Raserei wie vorbedacht. Ich sitze bei ihm in den langen bewussten Pausen, die den Anfällen folgen, und bin die Einzige, denn er hat keine Freunde außer dem Sizilianer, der oft nicht da ist. Ich lege ihm feuchte Tücher auf die Stirn, während er mich, ohne mich wirklich zu sehen, außer sich und zugleich sanft anblickt.

Der Sendlinger-Tor-Platz ist der Treffpunkt der Ausländer. Ein großer, unregelmäßiger Platz, eingerahmt von niedrigen Läden, in der Mitte eine kümmerliche Grünanlage. Es gibt dort sogar Bänke für »Polen« und »Ostarbeiter«, womit die Russen gemeint sind, und Kneipen für Ausländer einschließlich der Russen, wie die zahlreichen Schilder erklären. Eine Seite des Platzes ist abgesperrt mit einem Holzzaun, wie man sie auf den ländlichen Märkten benutzt, um das Vieh einzupferchen. Ich bummle gern dort herum. Es ist der Markt der Ausländer, wo sie offiziell das Recht haben, Kleidung, Tabak und Esssachen zu tauschen.

Ausländer aller Nationalitäten, vor allem Slawen, stürzen sich

auf grässliche rote Kleider, grüne Kniestrümpfe, braune Taschentücher, saures Kommissbrot, schimmlichen Tabak, der sehr teuer ist. Befühlen, zucken die Achseln.

Man kommt sich vor wie in einem Stummfilm, denn alle gestikulieren erregt, und keiner der Käufer redet. Man hört nur ein dumpfes Surren wie von einer Kamera.

Manchmal kann man einen Kampf erleben, der lautlos beginnt und dann ausartet in gegenseitige Drohungen der Gegner und Anfeuerungen seitens der Zuschauer, die sticheln und höhnisch lachen.

Während ich dort umherschendere, begegnet mir Louis. Er sieht mich nicht an, kennt mich nicht. Er stellt sich mit ausdruckslosem Gesicht neben mich. Ich will ihn ansprechen, aber er zieht einem hageren Mann eine Rolle mit deutschen Geldscheinen aus der Tasche. Er hat einen gedankenverlorenen, leicht abgespannten Gesichtsausdruck.

Ich gehe noch einmal absichtlich an ihm vorbei und bleibe vor ihm stehen.

»Louis«, sage ich. Das Geld ist schon verschwunden. Er blickt auf ohne ein Zeichen von Überraschung, sieht mich durchdringend an und verschwindet. Ich suche ihn in der Menge, kann ihn aber nirgends mehr finden.

Ich kaufe mir ein Paar Plüschpantinen mit Holzsohlen, für die ich sechzehn Mark bezahle – die Ausbeute meiner letzten Spekulationen im Thomasbräu –, und mir bleibt gerade noch genug für eine Unterhose, über die ich mich mehr freue als über alles andere, weil der Stoff der Hosen mir die Haut aufscheuert. Außerdem ist der Arbeitsanzug, den ich mir beschafft habe, zerschlissen, und obwohl ich Stunden damit verbringe, ihn zu flicken, schimmert immer durch irgendeinen Fetzen das nackte Fleisch. Und im November ist es kalt. Dabei ist die Kälte, auch wenn sie mich dauernd frösteln lässt, meine geringste Sorge.

Ich bin so zufrieden mit meinen Einkäufen, dass ich nicht gleich

ins Lager zurückkehre, um etwas zu essen aufzutreiben, denn es wird Abend, sondern in den Schuppen der Werkstatt nebenan gehe. Ich bin in solcher Hochstimmung, dass ich auf den Lastwagen herumklettere, in die Fahrerhäuschen steige, auf die Sitze springe und von einem Auto ins nächste schlüpfte.

Ich habe mich kaum mit einem Plumps in einem schönen Fahrzeug in den weichen federnden Sitz fallen lassen und aus Spaß ein bisschen auf Dame gemacht, da erstarre ich. Hier versteckt sich ein Mann. Es ist Louis. In Wirklichkeit versteckt er sich nicht, sondern liegt gemütlich halb ausgestreckt auf einem Sitz, raucht und hält eine zusammengefaltete Zeitung in der Hand. Er zündet ein Streichholz an, ohne eine Miene zu verziehen, und lächelt mich an. In diesem Moment habe ich den Diebstahl ganz vergessen, erzähle ihm euphorisch von meinen Einkäufen, zeige ihm die Pantinen, und er zündet immer neue Streichhölzer an, um sie zu begutachten.

Er sieht mich wortlos an. Er hat jetzt nicht mehr diese ironische Haltung wie am ersten Abend. Er ist immer sehr scheu mir gegenüber oder schroff oder zaghaft, als hätte er Angst, etwas falsch zu machen. Dann fasst er Mut und redet »Argot«.

Er reicht mir Lebensmittelmarken und Geld fürs Abendessen, aber während ich beides nehme, erinnere ich mich unglücklicherweise an seinen Diebstahl am Sendlinger-Tor-Platz.

»Ist das Geld von einem Ausländer?«, frage ich.

»Na schön«, sagt er dann, »ich werde unsere Leute nicht mehr bestehlen.« Er sieht mich an, als wollte er mich bitten, seine Geschenke anzunehmen. Plötzlich schäme ich mich meines harten Gesichtsausdrucks. Wie komme ich dazu, ihm Vorwürfe zu machen! »Danke!« Ich lächle ihn beschämt an. »Danke, Louis.«

Und so sitzt er in der Dämmerung neben mir, so nah, dass ich das Gefühl habe, ihn zu berühren, blickt vor sich hin und erzählt, dass er aus einer Fischerfamilie in der Normandie stammt und sein Vater auf See gestorben ist, als er ein Kind war. Mit acht Jahren ist er Schiffsjunge geworden, und seither ist er immer zur See

gefahren, auf dem Frachter eines Marseillers, der illegale Geschäfte machte. Das Schiff legte an den unglaublichsten Gestaden an.

Einmal mussten sie wegen des Hafenzollamts sehr lange in einem Hafen in Französisch-Kongo bleiben, und er bekam Malaria. Als das Schiff wieder in der Heimat anlegte, setzten sie ihn an Land, ohne Vorräte, ohne alles.

»Ich habe schon was verdient, aber alles wieder ausgegeben. Meine Mutter war inzwischen an Schwindsucht gestorben. So bin ich nach Paris gefahren und habe mir eine andere Arbeit gesucht. Viel kam nicht infrage, denn ich kann kaum lesen und fast überhaupt nicht schreiben. Ich habe nichts gelernt. Ich bin jetzt sechsundzwanzig.«

Während er erzählt, störrisch, wirkt er wie eine ungezähmte, getretene Seele. Ich möchte ihm die Hand drücken, aber ich traue mich nicht und rühre mich nicht. Wir schweigen.

»Geh jetzt essen«, sagt er schließlich, »es ist schon spät.«

»Gehen wir«, sage ich.

»Ich habe noch was zu erledigen.«

»Kannst du niemals freimachen?«

»Wenn ich arbeite, kenne ich niemanden mehr.«

Ich ergreife seine Hand, eine raue, rissige Hand voller Frostbeulen. Louis überlässt sie mir, erwidert aber den Druck meiner Hand nicht.

»Geh jetzt«, sagt er.

Ich steige aus und gehe, erschüttert und von den seltsamsten Gefühlen bewegt, ins Lager zurück. Ich weiß jetzt, dass mich die Hungerleider aus dem Thomasbräu stärker anziehen als irgendjemand in meinem bürgerlichen Leben vorher. Der Gedanke, dass ich mich in so kurzer Zeit so verändert habe, macht mir Angst, und ich fühle, dass mein Leben nie mehr so rein und sicher sein wird wie jetzt. Ganz bürgerlich, das weiß ich, schäme ich mich für ihn, aber allein schon das zu denken versetzt mir einen Stich, und mein Herz klopft heftig.

Ich verlasse den Schuppen. Die Stadt mit ihren flackernden Lichtern hebt sich vor dem Himmel ab, an dem die Wolken wie Kohlestücke an ihren Rändern einen letzten flammenden Widerschein verbreiten. Ich werde plötzlich ganz apathisch, und ich spüre, wie all die Fröhlichkeit, die ich eben noch empfand, von mir abfällt wie ein langsam zu Boden gleitendes Gewand.

Ich gehe in die Brauerei und lasse mich neben die Genossen auf eine Bank fallen.

Drei deutsche Soldaten kommen in unseren Saal und setzen sich an unseren Tisch. Sie kommen von der Front, das sieht man ihnen an, und vielleicht wissen sie nichts über uns, oder sie scheren sich nicht um uns. Sie bestellen Brot und Bier und kauen bedächtig.

Wir beschließen, Lebensmittelmarken für drei Mahlzeiten zu sammeln, und legen sie vor die Männer auf den Tisch. Wortlos nehmen sie sie. Sie wissen nicht, wie viel sie uns kosten. Wir widmen uns wieder unserem Essen, bestellen sogar einen Nachtschisch für sie und bieten ihnen Zigaretten an.

Sie sind müde, ungepflegt, ihr Haar ist viel zu früh ergraut, sie unterhalten sich nicht einmal miteinander. Am Schluss danken sie uns verlegen. Ich fange einen flammenden Blick zwischen winzigen Fältchen hervor auf, einen Blick des Grolls auf diese freigebigen und unvoreingenommenen Ausländer, die ihnen im eigenen Land den Hunger stillen. Es ist der Blick des armen Verwandten.

Daraufhin flüstere ich einem von ihnen ins Ohr, dass wir selber Hungerleider sind und keinen Platz zum Schlafen haben, sondern wie Vieh in einem verlausten Stall zusammengepfercht hausen.

Der Soldat sieht mich erschreckt an, dann berät er sich leise mit den anderen. Schließlich berichtet er stockend, dass ihre Häuser zerstört sind, dass sie ihre Familien nicht finden konnten und dass ihr ganzer Urlaub mit vergeblicher Sucherei dahingegangen ist, seine Stimme zittert, sie wissen nicht, wo sie die Nacht verbringen sollen. Das Soldatenheim am Bahnhof ist überfüllt, und die Ämter sind um diese Uhrzeit geschlossen. Die sechs fragend

auf mich gerichteten Augen, die drei von einem aussichtslosen Kampf gezeichneten Gesichter, die an eine anonyme Disziplin gewöhnten Kiefer, ihre schwielen und disziplinierten Hände verursachen mir ein merkwürdiges Schuldgefühl.

Als sie fertig sind, stehen wir auch vom Tisch auf und nehmen sie mit in unser Lager. Wir geben ihnen unsere besten Strohlager, zwei geflohene französische Partisaninnen schlagen und bürsten für sie die Decken aus.

Am nächsten Tag ziehen sie in wenig imposanter Haltung ab in ihre amorphe Legalität. Dunja begleitet sie ein Stück. In die Augen der Ausländer, die sich mürrisch Zigaretten anzünden, ist ihre desorientierte Würde eingebrannt.

Während wir uns noch anziehen, kommt eine kleine Französin herein.

»Draußen scheint die Sonne wie im Sommer. Heute machen wir einen schönen Ausflug. Es ist Sonntag, da wird niemand unsere Ausweise kontrollieren.«

Wir gehen alle nach draußen, um uns den Himmel anzuschauen. Es ist beschlossene Sache: Nach aufgeregten Vorbereitungen trommelt uns der Sizilianer im Vorraum mit dem Wasserhahn zusammen, wir sind ein Dutzend, jeder hat sich ein Stück Brot besorgt, und wir machen uns auf den Weg.

Müßiggängerisch durchqueren wir die Stadt, folgen den ungestümen Windungen der Isar, in deren Wasser sich der Himmel mit seinen kleinen, leicht aufgetupften Wolken spiegelt.

Die Passanten sind fröhlich. Wir streifen herum, schlurfen mit den Füßen übers Pflaster, gehen wie ziellos auf das ausgetrocknete Bett eines Nebenflusses zu.

Die Sonne steigt am Himmel hoch, während wir der Stadt den Rücken kehren und die letzten Häuser wie weiße Flämmchen zwischen dem Grün leuchten sehen.

Der Nebenfluss führt uns in eine weite, ebene Landschaft mit

schmucken Häuschen zwischen regelmäßigen, geraden Baumreihen.

Wir klettern über den Damm, rutschen die Böschung hinunter zu den Kieselsteinen, die aussehen wie hausgebackenes Brot auf dem hellen Tisch des ausgetrockneten Flusses. Rinnsale fließen in der Mitte. Mit ausgebreiteten Armen balancieren wir von einem Stein zum anderen und erreichen lachend das andere Ufer, das tiefer liegt, wie eine Insel, wo wir uns in der milden Herbstsonne ausstrecken, Vagabunden ohne Dach und ohne Sorgen.

Wir kneten einen Ball aus Erde, wickeln ihn in einen Lappen, den wir fest zubinden, und beginnen zu spielen. Zwei oder drei ältere Leute vergnügen sich mit einer Partie Boccia mit glatten Steinen, die Kinder raufen. Dann strecken wir uns wieder aus und rauchen. Ich blase meine kleine weiße Wolke auf ein breites Blatt an einem gekrümmten Ast, der Rauch breitet sich darauf aus wie auf einem Tablett, bevor er sich auflöst.

»Im Sommer machen wir immer Ausflüge«, erzählt eine Stimme, als wäre es die Wahrheit. »Das sind immer herrliche Nachmittage, unbeschreiblich.«

Louis taucht auf. Er hat auf einem Baumstamm gesessen und steht jetzt vor mir. Er hält zwei Rosenknospen in der Hand und legt sie neben meine Füße.

Er setzt sich nicht weit von mir auf den Boden und umschlingt seine Knie mit den Armen. Durch die halbgeschlossenen Lider beobachte ich ihn in der klaren Luft, die durch ihre Vibrationen Licht auszusenden scheint. Er folgt mit den Augen den Bewegungen der Bocciaspieler.

Ich setze mich auf und nehme die Knospen in die Hand. Gewächshausblumen. Die eine hat die Farbe von Babyhaut und ganz zarte purpurrote Äderungen, das Innere leuchtet in einem tiefen, vornehmen Gelb. Die andere Knospe hat violette, innen zart orange-farbene Blütenblätter, die in blassrosa Spitzen auslaufen.

Ein Gefühl von Weichheit, absoluter Vollkommenheit, Auflö-

sung überkommt mich. Die Stengel sind überlang, blattlos, mit leuchtend roten Dornen.

Auf dem Heimweg bin ich heiter und glücklich, die beiden Knospen stecken im Knopfloch meiner Arbeitsjacke und die Stengel schlagen bei jedem Schritt gegen meine Brust. Die Hände in den Taschen, singe ich im Laufen einen Kinderreim, der ebenso belanglos, launisch und zufällig ist wie meine Stimmung. Ich gehe von einem zum anderen, laufe voraus, warte dann, an einen Baum gelehnt, auf die Gruppe, und wieder fühle ich mich wie in einer Familie, als würde ich meine Genossen schon ewig kennen.

Louis geht sehr weit hinten mit den sorgenvollen Männern, auf den Boden starrend.

Die anderen italienischen Jungen singen: »Dort oben auf den Bergen zwischen Wäldern und goldenen Tälern ...«

Ich warte auf Louis.

»Ich danke dir«, sage ich und passe mich seinem Schritt an. Er bleibt stehen. Die anderen gehen weiter, wir bleiben zurück. Er zieht ein Etui aus der Tasche.

»Da, nimm«, sagt er.

Ich nehme das Etui, öffne es und sehe eine wunderschöne goldene Schweizer Armbanduhr.

»Nein«, wehre ich erschreckt ab (sie werden ihn verhaften, sie werden mich verhaften).

»Willst du sie nicht wegen des Geldes?«

»Ach was, Geld!«

»Also warum nicht? Hast du Angst, dass du mir sonst zu viel schuldig bist? Keine Angst. Für mich spielt das keine Rolle.«

»Das ist es nicht, Louis.«

»Wärst du nicht gern gut angezogen, gut genährt, elegant, mit einem Wort: reich?«

»Ich?«

»Wenn ein Mann dir ein Vermögen bieten würde, würdest du ihn heiraten?«

»Wenn ich einen Mann gern habe, heirate ich ihn auch, wenn er ein armer Schlucker ist«, entgegnete ich lebhaft, und als ich Louis ansehe, merke ich, dass er feuerrot geworden ist. Er lacht kurz auf, als wollte er gleich losprusten.

»Es ist erbärmlich, immer alles zu entbehren, sich zu erniedrigen«, sagt er sarkastisch.

»Ist das so wichtig?«, frage ich ihn lächelnd. Aber ich sehe, dass er verbittert ist. »Wir wollen uns doch nicht umbringen lassen, Louis. Sie dürfen dich nicht kriegen. Wir können uns unter falschem Namen eine Arbeit suchen, bis der Krieg aus ist.«

»Für dich ist es der Krieg, für mich aber nicht. Deshalb ist es dir auch scheißegal.«

»Das stimmt nicht!«, schreie ich ihn an.

»Ich weiß, ich weiß es nur zu gut«, sagt er zähneknirschend. Dann reißt er mir das Etui aus der Hand, holt die Uhr heraus, wirft das Etui in den Fluss und legt mir die Uhr zart um das Handgelenk.

Ich will ihm danken, aber er blickt mich auf eine Weise an, dass mir die Worte im Hals steckenbleiben. Schweigend kehren wir ins Lager zurück. Louis winkt mir zu. »Ich gehe.«

»Gib mir wenigstens die Hand«, sage ich.

Sein Gesicht leuchtet kindlich strahlend auf, wird dann aber sofort belustigt und ironisch. Er drückt mir fest die Hand und sieht mich fast ernst dabei an.

Ich gehe glücklich ins Lager zurück, ich habe keine Lust zu essen, ich will mich nur in eine Ecke verkriechen und meine süßen Gefühle auskosten. Aber der Raum ist überfüllt und laut; ich gehe in den Vorraum, und mein Blick fällt auf die Aborttür. Ich trete ein, weil ich nicht weiß, wohin ich gehen soll, und rutsche sofort im Kot auf dem Boden aus; ich halte mich an den Wänden fest, die ebenfalls mit Exkrementen und obszönen Inschriften verschmutzt sind.

Warum habe ich hier nie sauber gemacht? Wo ich mich doch

auf dieses Handwerk verstehe. Das Klo ist verstopft, da bin ich ganz sicher.

Die Sirenen heulen, und gleich darauf fallen die Bomben. Wir sind so sehr daran gewöhnt, dass nur die vom Arbeitsamt betreuten Leute abhauen, die anderen legen sich hin und warten ab. Und während unsere Behausung bei jeder Bombe zusammenzubrechen droht, mache ich mich ans Werk. Ich habe diese Arbeit so oft grundlos, gezwungenermaßen getan. Warum soll ich sie jetzt nicht für uns tun?

Ich hole einen Eimer Wasser und einen groben Besen aus der Ecke und schrubbe Wände und Boden, ich weiß nicht wie lange, überschwänglich und erregt von einer Freude, einer Lebenslust und einer Sehnsucht nach diesen Leuten ohne Halt. Ich fühle mich wie eine Hausfrau, deren Kinder im Zimmer nebenan schlafen und die keine Zeit zu verlieren hat.

Zum Schluss bewundere ich meine Arbeit und betrachte diesen Abort, als wäre er ein Kunstwerk. Wie freundlich die feuchten Wände und der graue Fußboden aussehen, wie proper dieses von vier glänzend weißen Kacheln umgebene Loch im Boden. Ich stelle Besen und Eimer in die Ecke zurück, wasche mich gründlich, schließe den Wasserhahn und klettere auf ein Strohlager. Seit einiger Zeit liege ich lieber oben, weil ich mich dort freier fühle und von dort oben alles im Blick habe. In der Finsternis des verdunkelten Raumes fange ich an, herumzuhüpfen und Purzelbäume zu schlagen, bis ich mit dem ganzen Strohsack und dem Brett durchbreche und auf das untere Bett falle, was mir wüste Beschimpfungen des unten liegenden Mannes einbringt. Ich flüchte mich auf ein anderes Strohlager, wo ich sofort einschlafe und von Kot träume, der aber kein Kot, sondern gepflügte Erde war, saftige, fruchtbare Erde auf Feldern, in die ich beim Gehen einsank.

Ich wache auf von einer ungewöhnlichen, spannungsvollen Stille.

Kein Laut ist zu hören, nur das unheilvolle Brummen von Moto-

ren, das aus allen Ecken hervorzubrechen scheint, aus der Tiefe der Erde, aus dem Himmel, aus der eignen Person.

»Heute Nacht geht es uns an den Kragen«, murmelt eine Stimme.

»Das war nur ein Vorgeschmack.«

»Gehen wir in den Luftschutzraum.«

Leise, als könnte das kleinste Geräusch eine Bombenexplosion auslösen, klettern die Gestalten eine nach der anderen von ihren Bettgestellen herunter und ziehen sich hastig an. Auch ich gerate in Panik und stehe auf. Lautlos treten wir ins Freie, ohne ein Streichholz anzuzünden, uns an den Händen haltend. Die Luft draußen dröhnt noch stärker von dem Brummen, das uns den Atem verschlägt. Wir schleichen uns in einen kleinen Luftschutzraum in der Nähe, den wir sonst nie aufsuchen, weil wir, wenn wir uns wirklich in Gefahr glauben, immer zu einem Kellergeschoss etwa hundert Meter weiter laufen.

Nach einer Weile fängt einer an zu reden.

Ich sehe weder Dunja noch den Sizilianer.

Sie sagen, dass Dunja, während ich schlief, vorzeitig die Wehen bekommen und der Sizilianer sie im Bombenhagel fortgebracht habe. Er sei wie von Sinnen gewesen und habe immer nur gestammelt, dass die Deutschen sie nicht kriegen würden. Es sei unmöglich gewesen, ihn zurückzuhalten. Keiner weiß, wohin sie gegangen sind.

»Sie wollen das Kind, damit sie einen Nazi draus machen können, aber ich gebe es ihnen nicht, und wenn ich dafür sterben muss.«

Er hatte einem Neapolitaner, der ihn zurückhalten wollte, einen Faustschlag versetzt und ihn zu Boden gestreckt.

»Dich erschießen sie ja nicht«, hatte er immer wieder gesagt, »aber sie, sie, und ich habe nichts dagegen getan, ich habe es nicht gekonnt.«

Ein paar Franzosen fangen an, über Politik zu reden. Einer von ihnen erzählt, wie er, bevor er nach Deutschland deportiert wurde,

einen »ziemlichen Haufen« von *chleux** um die Ecke gebracht habe, ohne je entdeckt zu werden. Er ist als Freiarbeiter gekommen, um Sabotageakte durchzuführen. Er arbeitet draußen und kommt manchmal abends zu uns, um sich mit seinem Mädchen zu treffen.

»Wir müssen den Hass gegen die Nazis schüren. Es ist egal, wenn Zivilisten darunter zu leiden haben, es ist egal, wenn wir dabei sterben, wer dabei stirbt, wenn sogar alle dabei sterben. Was zählt, ist, dass die Nazis nie geduldet werden dürfen, und selbst wenn sie sich aus einem absurden Zufall in Frankreich anständig verhalten sollten, müssen wir dafür sorgen, dass sie als böse und abscheulich gelten.«

»Bei uns ist einer vom englischen Geheimdienst«, sagt ein junger Mann nach einer Pause.

»Ich weiß.«

»Der sahnt jetzt doppelt ab: wegen der Flugzeuge und mit den Geschäften.«

»Ja, sicher, die größten Coups landet er in den Nächten der Apokalypse.«

Sie deuten mit dem Kopf in meine Richtung.

»Die da ist seine Freundin.«

»Ah.« Ich meine, eine Andeutung von Respekt in dieser Bemerkung wahrzunehmen. In das allgemeine Staunen hinein ertönen die Entwarnungssirenen. Wir gehen wieder an die Luft und stellen Vermutungen darüber an, in welche Richtung die Bomber weitergeflogen sein mögen. Mit angespannten Nerven gehen wir zurück, jemand bleibt stehen, bedeutet den anderen zu schweigen und horcht. Die Luft scheint noch widerzuhallen von einem dumpfen Brummen, das von Zeit zu Zeit von irgendwoher zu uns dringt.

Vielleicht aus Angst vor dem Alarm fürchte ich etwas Schlim-

* Diesen Namen gaben die Franzosen den Deutschen im Zweiten Weltkrieg als Ersatz für *boches*, der schon zu bekannt war und aus dem Ersten Weltkrieg stammte.

mes, das nicht wieder gutzumachen ist, weil ich es nicht kenne und nicht vereiteln kann.

Ich will arbeiten. Er will nicht mit mir mitkommen? Dann gehe ich eben allein, weit weg. Ich werde mich als Freiarbeiterin melden, meine Papiere habe ich bei einem Bombenangriff verloren, die Polizei wird mich nicht schnappen, und ich werde neu anfangen als eine unter vielen, ohne zu leben, zu fühlen und zu lieben, ich werde ohne alle Intimität das Ende abwarten.

Ich kauere mich auf einem Strohlager zusammen, aber ich kann nicht mehr schlafen. Ich muss an Dunja denken. Wenn sie stirbt, bin ich wirklich allein. Die ganze Heiterkeit, die ich für meine eigene gehalten hatte, kam von ihr.

Louis hat niemanden. Niemanden in seinem Dorf, niemanden irgendwo, ich kenne nicht einmal seinen Nachnamen oder den Namen seines Dorfes in der Normandie. Wenn er stirbt, wird niemand erfahren, dass er gelebt hat.

Zwei Tränen rollen mir über die Wangen, ihre nassen Spuren spannen meine Haut.

Im Morgengrauen, immer noch im Bann einer unkontrollierbaren Erregung, stehe ich auf und gehe hinaus in den Fabrikhof, wo die Lastwagen stehen. Ich suche »unser« Auto. Es ist leer. Auf dem Boden liegt ein weggeworfener Tannenzweig. Ich hebe ihn auf und lege ihn auf den Sitz. Die kleinen Zapfen sehen aus wie kleine Boote, die auf den grünen Wellen treiben. Es wird ihm gefallen.

Ich kehre ins Lager zurück. Ich lege mich hin. Es ist immer die gleiche Bewegung: die Beine anziehen, eines nach dem anderen ausstrecken und dabei die Arme im Nacken verschränken. Die Stunden verstreichen leer.

Die Nachricht verbreitet sich: Dunja ist bei der Geburt gestorben.

Ich habe Arbeit gefunden, nur vorübergehend, aber es ist immerhin ein Anfang. In den Gasthäusern brauchen sie manchmal zu-

sätzliche Küchenmädchen, und für kurze Anstellungen nehmen sie lieber Ausländerinnen, die keine Papiere haben, damit sie keine Versicherungen und Zusatzsteuern bezahlen müssen.

Die Gastwirtschaft, die mich eingestellt hat, liegt hinter dem Wald mit der Flak. Ich muss Gemüse putzen und Geschirr spülen. Zu essen gibt es natürlich kein Fleisch, aber ich kann nach Feierabend die übrig gebliebenen zerkochten Makkaroni, gebratenen süßen Grießknödel, gekochten Kartoffeln und die Reste von den Tellern der Gäste mitnehmen. Mein Dienst geht von morgens zehn bis ein Uhr nachts, mit drei Stunden Pause am Nachmittag.

Nach dem Mittagessen gehe ich mit anderen Küchenmädchen des Restaurants im Wald spazieren. Es ist ein unterschiedlich dichter Mischwald, an einigen Stellen wachsen dicht an dicht Eichen und Buchen, an anderen stehen nur vereinzelt Tannen und Kastanien.

Kaum kommt die Sonne blass hervor, hört man das Gezwitscher von unsichtbaren Vögeln. Manchmal läuft ein Eichhörnchen über den Pfad, klettert an einem Baumstamm hoch und hängt sich mit dem Schwanz an einen Ast.

Ich liebe diesen Wald, ich bin gern dort, pflücke Kräuter, betrachte jeden Baum einzeln. Eine Kastanie rollt auf den Boden, die Stacheln brechen ab, die Schale platzt, und die Frucht fällt heraus, rund und wohlgeformt, glatt und fest.

Auch ich war gepanzert in die Welt getreten, werde ich es am Ende schaffen, wirklich aus der Hülle von Vorurteilen zu treten, in der ich mich versteckt habe?

Dicke, schon entrindete Baumstämme liegen auf dem Waldboden. Die anderen Mädchen und ich klettern darauf herum und wetten, wer am schnellsten darauf laufen kann, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, oder wir benutzen einen als Wippe, oder spielen Fangen gegen die Kälte, und einmal störte ich, als ich mich in einem Gebüsch versteckte, ein Liebespaar.

Ich saß allein rittlings auf einem Baumstamm, die anderen wa-

ren wegen der Kälte nicht mitgekommen, und sah einen Waldhüter mit einem verschrumpelten grauen Gesicht, braunen Lippen und Augen, klein und missgestaltet und mit viel zu breiten Schultern hinter einer Hecke herumspionieren. Er sah aus wie eine Spinne.

Er riss die Hecke auseinander und schrie: »Hoch da!«

Ich sah flüchtig zwei junge Leute, die sich liebten. Sie setzten sich sofort auf. Man konnte sehen, dass sie sich gern hatten; sie waren Ausländer. Der Waldhüter geriet in Wut, trampelte mit den Füßen und kreischte, er würde den jungen Mann ins Gefängnis bringen und das Mädchen so lange in seiner Hütte hier im Wald festhalten, bis überprüft sei, ob ihre Papiere als Dirne in Ordnung wären. Das Mädchen wurde beängstigend gelb im Gesicht. Der junge Mann beugte sich flehend über die Spinne. Unterdessen zog der Waldhüter die Pistole. Der junge Mann blieb ganz ruhig; folgsam zeigte er ihre Arbeitsgenehmigungen. Ich konnte verstehen, dass er erklärte, er liebe das Mädchen und wolle es heiraten, er habe sie verführt und trage allein die Verantwortung, er müsse sie gehen lassen, sie habe es nicht gewerbsmäßig gemacht.

»Wo können wir denn zusammen sein«, fragte er heftig, »in meiner Baracke vor all den Männern oder in ihrer vor all den Frauen?« Und während er das sagte, schlug er dem Waldhüter mit der Faust auf den Mund, so dass dieser steif wie ein Brett zu Boden fiel. Er packte das Mädchen bei der Hand und verschwand mit ihr im Dickicht.

Der Waldhüter blutete, aber ich traute mich nicht, ihm zu helfen. Ich kletterte langsam von meinem Holzstamm herunter und kehrte ins Gasthaus zurück.

Danach träumte ich mehrere Nächte von dem am Boden liegenden Waldhüter, von dem dünnen Blutrinnsal, das ihm aus dem Mund lief, und zahlreiche Gnomen, die ihm und der Kellnerin aus dem Thomasbräu ähnlich sahen, drängten sich um mich herum mit abscheulichen Fratzen. Man erzählte mir auch, dass sich in

dem Wald ein Italiener herumtreibe, der immer, wenn Frauen vorbeikämen, die Hose öffne, um sie anzulocken, und dass eine Tschetchin aus dem Gasthaus eines Tages zu ihm gelaufen sei.

Nachts um eins durch diesen Wald zu laufen, um von der Arbeit ins Lager zurückzukehren, versetzt mich in einen derartigen Schrecken, dass ich dann die ganze Nacht wach und starr vor Wahnvorstellungen auf meinem Strohsack liege. Ich kann auch den Weg um den Wald herum nehmen, aber er ist dreimal so lang, und da komme ich mir dauernd ungeschützt vor, auf der einen Seite die dunkle Wand der Bäume, auf der anderen nur freies Feld; da komme ich mir vor, als ginge ich am Rand eines Abgrunds und könnte jeden Augenblick abstürzen.

Um durch den Wald zu gehen, reicht es dagegen, dass ich mich entschlossen und ohne Zögern darauf einlasse. Danach weiß ich nicht mehr, was los ist. Ich bewege mich vorwärts wie in einem Albtraum, zucke panisch zusammen bei jedem Knacken der Zweige unter meinen Füßen, wage nicht einmal zu atmen, die Schläge meines Herzens sind wie Stiche, ich gehe stur geradeaus, und wenn ich auch nur einen Zentimeter zur Seite abweiche, ist es, als stürzte ich ins Nichts. Bis ich endlich, getroffen von einem frischen Luftzug, vor mir die Umrisse der letzten Bäume erkennen, die ruhig, wie selbstvergessen dastehen.

Ich komme wieder zu mir, wache auf und atme tief durch. Die frische Luft trägt mich wie die Arme einer Mutter, und ich genieße jeden meiner Schritte, höre das dumpfe Klopfen meiner Holzpanzern auf der mit faulem Laub bedeckten Erde.

Heute jedoch habe ich, vielleicht weil ich entlassen worden bin und es das letzte Mal ist, noch größere Angst als gewöhnlich und traue mich nicht in den Wald. Ich gehe lieber drum herum nach Hause.

Mir ist, als hörte ich Schritte neben mir, gleichzeitig mit meinen, als ginge jemand parallel zu mir am Waldesrand entlang. Ich wage nicht, den Kopf zu drehen, es wird zu einer Wahnvorstellung,

ich gehe langsamer, dann schneller, alles ist simultan. Die Gnome werden immer mehr.

Ich sehe hin. Louis' Gestalt gleitet an den Bäumen entlang neben mir her. Ich will ihn rufen und auf ihn zulaufen, aber dann halte ich inne. Wenn er es wäre, würde er mich ansprechen, mir zuwinken. Wer kann das sein? Der Schrecken wächst, ich fange an zu laufen. Für einen Augenblick drehe ich mich um, die Gestalt ist verschwunden.

Zurück zu Hause, im Lager, wo alles ruhig ist, kommt es mir so vor, als wäre mein Entsetzen eine Halluzination gewesen. Ich möchte mit jemandem reden, berichten, mich befreien, aber ich spüre, dass nur, solange ich es schaffe zu schweigen und die anderen nicht mitbekommen, dass ich leide oder Angst habe, meine illegale Existenz gesichert ist.

Am nächsten Morgen halte ich es nicht mehr aus, und nachdem ich mich zu einem Grüppchen gestellt habe, in dem über Krankheiten gesprochen wird, bringe ich die Rede auf die Fallsucht.

Sofort nennen sie Louis.

»Der kann ja nicht gesund werden«, sagt eine Frau, Prostituierte von Beruf. »Er führt ein Leben wie ein Zwangsarbeiter. Er schläft nie, jedenfalls noch weniger als ich«, lacht sie und wirft den Kopf in den Nacken. »Er ist dauernd überall gleichzeitig.« Während sie so redet, kommt mir die unvermittelte Art, mit der Louis immer auftaucht, wie Hexenwerk vor und lähmt mich.

»Der führt ein mörderisches Leben«, fährt sie fort. »Er interessiert dich, nicht wahr? Wer weiß, wo er jetzt ist.«

»Keine Ahnung, seit unserem Ausflug habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Ich habe ihn auch nicht mehr gesehen.«

»Der Sizilianer ist auch nicht mehr gekommen«, sage ich.

»Sieht ziemlich schlecht aus für dich, wie?«, sagt die Frau augenzwinkernd.

Ich lege mich auf das Strohlager und stehe den ganzen Tag nicht

mehr auf. Ein Trupp Deutscher kommt. Ich rühre mich trotzdem nicht aus dem Bett. Sie sehen sich den Raum an, messen die Wände aus, reden darüber, das alles gereinigt werden müsse. Das Lager des Arbeitsamtes soll geräumt und geschlossen, die Kolonnen woandershin verlegt werden. Hier sollen Lagerräume für eine Sanitätsstelle für die Bombenangriffe eingerichtet werden. Ich höre zu, als ginge mich das alles nichts an. Nach langem Hin und Her ziehen sie wieder ab. Unfähig, einen Gedanken zu fassen, sehe ich zu, wie sich die Schatten des Abends schwer über den Raum senken.

»Lucie.«

Ich fahre hoch. Es ist der Sizilianer.

»Pietro.«

Sein Gesicht ist aschfahl.

»Komm mit.«

Ich folge ihm hinaus in den Hof. Es regnet, es ist Nacht, aber es scheint, als sähe und fühlte er nichts und hätte keine Eile. Unter der Dachrinne setzt er sich auf den Boden, und ich setze mich neben ihn. Langsam, als würde er sich erinnern, beginnt er zu erzählen: Louis *war* (in der Vergangenheit):

»Louis war ein Einbrecher ohnegleichen, der nicht einmal vor Mord zurückschreckte. Er hasste die Nazis fanatisch. Er war spezialisiert auf Juweliere und Lager. Er war der geborene Verbrecher. Aber in letzter Zeit hatte er doch übertrieben. Es schien, als wäre ihm alles egal. Bis sie schließlich ein unverhältnismäßig hohes Kopfgeld auf ihn ausgesetzt hatten. Ich bin selbst losgegangen, um mir das Plakat mit seinem Foto anzusehen. Auf allen Polizeirevieren hing es. Ich habe ihn gewarnt. Vor ein paar Tagen hat er mir dieses Päckchen für dich gegeben. Gestern Abend hat er es dann noch einmal aufgemacht, um etwas hinzuzufügen. Er hatte mir gesagt, ich solle es dir geben, wenn sie ihn umgebracht hätten. Er hat genau gewusst, dass sie ihm an den Kragen wollten. Schon deshalb schreckte er vor nichts mehr zurück. Heute Nacht haben sie

ihn geschnappt, er hat geschossen, aber sie haben ihn getroffen, daraufhin hat er zwei von ihnen erledigt, und sie haben ihm den Rest gegeben. »Gib ihr das Geld hier«, hat er gesagt, »es ist lächerlich, aber es hilft vielleicht, dass sie bis zum Kriegsende durchhält.« Weißt du, dass er dir gegenüber befangen war? Eines Abends, als wir im Thomasbräu Karten spielten und du hereingekommen bist, es war ganz am Anfang ... wie lange ist das her? Zwei Monate, alles in allem zwei Monate. Jetzt hätte das Kind geboren werden sollen, jetzt habe ich Geld, ich habe auch gestohlen, ich bin mit Louis mitgegangen, hätte sie doch gewartet, ich brauchte den Schmuck nur zu tauschen und zu bezahlen, aber ich konnte ihn nicht verkaufen, auch Louis haben sie mit einem Haufen Diamanten gefunden, was sollte ich damit anfangen? Wir konnten sie nicht absetzen, deshalb ist das nicht viel Geld. Er wollte dir das Geld geben, damit du keine Scherereien wegen dem Schmuck kriegst. Aber sie ist tot, es war das Herz, sie hat ein krankes Herz gehabt, ich wusste es nicht, sie hat es mir erst ganz zuletzt gesagt. Aber man hätte sie retten können, wenn sie mit der Geburt nur noch ein bisschen gewartet hätte.« Der Sizilianer begräbt sein Gesicht in den Händen. Der Regen rinnt an uns herab. Er fasst sich, schluckt und zwingt sich, ruhig zu reden. »Ach so, ja, du bist hereingekommen und hast uns nicht gesehen, und er hat mich auf dich aufmerksam gemacht und gesagt: »Die schlägt sich gar nicht schlecht durch, die Kleine da.« Er wirkte immer geizig wie einer aus Genua. Er trank, aß und rauchte immer allein. Bevor du gekommen bist. Dann haben wir Freundschaft geschlossen. Wenn sie doch jetzt das Kind kriegen würde, jetzt habe auch ich Geld in der Tasche und Diamanten wie Louis und Perlen, eine Perlenkette, um die Geburt zu feiern ...« Erneut begräbt der Sizilianer das Gesicht in den Händen. Dann hebt er den Kopf. »Er war ein Freund. Anfangs hatte ich eine schlechte Meinung von ihm«, sagt er lächelnd, »weil er die Frauen nie bezahlte. Er spielte wie besessen. Dabei hat er gar nicht nur wegen des Geldes gestohlen. Es war eine

Leidenschaft für ihn, nachts in eine Wohnung oder ein Geschäft einzusteigen, die Sache richtig zu planen, alles vorherzusehen, zu gewinnen. Ich habe ein paarmal mit ihm gearbeitet, er war hervorragend. Außerdem war er gerecht, er teilte alles zu gleichen Teilen. Und er hat auch nicht wahllos zusammengerafft: Er hat ausgewählt, was er mitnahm. Aber er hat lieber allein gearbeitet. Für ihn hatten alle anderen nicht genug Mumm.«

Der Sizilianer schweigt. Er zündet sich eine Zigarette an, wobei er die Flamme unter seiner Jacke schützt. Weinend erzähle ich von der Erscheinung im Wald.

»Hättest du ihn gerufen, wäre er vielleicht nicht gestorben«, sagt er.

»Er war es nicht.« Ich kralle mich an seinem Ärmel fest. »Bitte, bitte, er war es nicht.«

Rom, 1953